

Vortrag vor der Evangelisch-Reformierten Kirchgemeinde Wichtrach am 5. Februar 2004

Sprachgrenzen, Grenzen der Sprache und des Sprechens

Sehr geehrte Damen und Herren,

Wenn wir das Wort „Grenze“ im eigentlichen und nicht im übertragenen Sinn verwenden, verbinden wir mit ihm die räumliche Vorstellung einer Trennungslinie oder Trennungszone. Wir wissen jedoch, dass vom Atom bis zu den weitest entfernten Sternensystemen des Alls alles in einem Raum liegt, von dessen Grenzen wir keine oder nur ganz vage, theoretische Vorstellungen haben. Die Grenzen dieses einen Raums, in dem wir handeln und denken, erreichen wir mit unseren Sinnen nicht, auch wenn wir sie mit unseren besten Geräten ausrüsten. Von dem, was innerhalb dieses einen Raums liegt, haben wir eine gewisse Kenntnis. Was ausserhalb dieses Raums liegt, können wir uns nicht einmal vorstellen.

Wir sprechen von Grenzen, weil wir innerhalb dieses einen Raums Unterscheidungen vornehmen, weil wir sagen: Das ist dieses, das ist jenes, das gehört zu diesem und das zu jenem, dieses reicht bis hier, jenes bis dort. Grenzen sind nicht natürliche Sachverhalte an sich. Sie werden von Menschen und anderen Lebewesen gezogen, je nach deren Seh-, Hör-, Riech- Tast- und Denkvermögen. Wir ziehen in unserer Welt andere Grenzen als ein Insekt mit Facettenaugen, ein Fuchs, der sein Revier mit Duftmarken markiert, oder eine echolotende Fledermaus.

Grenzen stellen wir uns gern als scharf gezogene Linien oder als Grenzflächen vor. Aber das sind sie in den meisten Fällen nicht. Die Wald-, die Schnee- und die Nebelgrenze im Gebirge sind mehr oder weniger breite Übergangszonen. Grenzen zwischen festem Land und Wasser verändern sich je nach Gezeiten- und Wasserstand oder den Bewegungen fliessenden Wassers. Wo ein Hügel oder Berg aufhört und das Tal beginnt, ist nicht leicht auszumachen. Dörfer und Städte fransen aus, sie grenzen sich nicht scharf vom Umland ab, es sei denn, sie seien alt und von einer Mauer umgeben.

Selbst die Vorstellung der festen Grundstücks- und Territorialgrenze, welche vermessen und auf Karten eingezeichnet wird, also die für uns charakteristischste räumliche Grenze, hat kein hohes Alter, sondern ist eine Erfindung des modernen

Militärs. Bis in die Neuzeit grenzte man Grundstücke anhand gut sichtbarer Geländemarken wie Bäume, Felsen oder Wasserläufe gegeneinander ab, man setzte Marksteine, wo es nötig war, oder man zäunte sie ein. Territorien reichten von Bergen, Flüssen und Wäldern bis zu Seen und Meeren. Sie hatten *Grenzgebiete*, welche man Ende, Mark, Ort oder Scheide nannte. Vor Grenzfrevell schützten Götter, Fabelwesen an Säulen, Friesen und Treppenstürzen, Krieger und Gesetze; man erzählte Sagen von bestraften Grenzverletzern.

Die moderne Grenze, welche mit feinem Strich auf der Karte Staaten oder andere Hoheitsgebiete trennt und die wir deshalb gern als konkrete Sache betrachten, ist im Gelände nur zu sehen, wo Grenzsteine, Grenzpfosten, Barrieren und Grenzposten mit Grenzwächtern stehen. Sonst sieht man sie nicht; im Gegensatz zur Reviergrenze einer Amsel hört man sie nicht und im Gegensatz zur Reviergrenze eines Platzhirsches riecht man sie auch nicht.

Moderne Staats- und Territorialgrenzen sind in den meisten Fällen nur symbolische Trennlinien, welche Zugehörigkeiten und damit verbundene Handlungsvorschriften und -regeln gegeneinander abgrenzen, z. B. wer regiert, welchen Gesetzen wir zu gehorchen haben, über welche politischen Rechte, Freiheiten und Pflichten wir verfügen, wer Steuern erhebt, wer Recht spricht, welche Schulen wir besuchen, mit welcher Währung wir bezahlen, was für einen Pass wir besitzen. Moderne Staats- oder Territorialgrenzen trennen also Gemeinschaften voneinander, welche zum Teil gemeinsam nach bestimmten Regeln handeln.

An Grenzen scheiden sich aber nicht nur Handlungsmuster, sondern auch symbolische Werte und Embleme wie Hoheitszeichen, Hymnen, Verbundenheits- und Zugehörigkeitsgefühle, Bräuche, Wertmassstäbe, Urteile, Vorurteile und das Bewusstsein einer gemeinsam erlebten Geschichte.

Noch einmal sei gesagt: Staats- und Territorialgrenzen trennen Räume gemeinschaftsgebundenen Handelns und Sprechens; sie sind nicht natürlich, sondern bestehen in unseren Köpfen.

Nur äusserst selten wird eine Staats- oder Territorialgrenze zum nur schwer überwindbaren, konkreten Bauwerk wie beim römischen Limes, der Chinesischen Mauer, dem Eisernen Vorhang des kommunistischen Blocks, der Grenzzäune dort, wo viele Migranten über die Grenze wollen, und der Grenzbefestigungen in Konflikten und Kriegen.

Das verstehen wir modernen Menschen gut, denn Grenzen dürfen den Menschen- und Warenverkehr, die Post und elektronische Kommunikationsnetze nicht blockieren. Menschen überschreiten sie, Autos, Lastwagen und Züge überqueren sie und Flugzeuge überfliegen sie. Weil wir den freien Austausch von Waren und Geld im liberalen Kapitalismus höher schätzen als alles andere, heben wir heute viele Grenzen auf und machen die bestehenden so nieder wie möglich. Das hat aber auch zur Folge, dass sich der symbolische Wert von Grenzen verringert und dass vieles, was früher gemeinschaftsbildend wirkte, was einschloss und ausschloss, heute verblasst. Die Folgen mag man begrüßen oder bedauern, wir haben uns ihnen zu stellen. Unsere Moderne ist, wie der polnische Soziologe Zygmunt Bauman sagt, eine flüchtige oder flüssige Moderne, weil Grenzen flüchtig oder fließend geworden sind und wir uns deshalb unablässig neu orientieren müssen.

In der deutschen Sprache ist das Wort *Grenze*, das im Spätmittelalter aus polnisch *graniza* entlehnt wurde, auch im übertragenen Sinn allgemein gebräuchlich geworden, um den äussersten Rand abstrakter Sachverhalte zu bezeichnen. Wir sprechen von der Altersgrenze, von der Grenze des Anstands, der Erkenntnis, des Erlaubten, des Erträglichen, des Machbaren, des Möglichen, von der Leistungsgrenze, von der Grenze des Verstandes und der Vernunft. Wir unterscheiden nicht, wie die Französisch Sprechenden, zwischen *frontière* und *limite*. Nur selten sprechen wir vom *Limit* und bezeichnen damit, z. B. im Sport, die für die Qualifikation festgelegte Mindestleistung.

Das hat dazu geführt, dass in der deutschen Sprache zahllose Zusammensetzungen gebildet wurden mit „Grenze“ als erstem oder zweitem Wort von Grenzabschnitt über Grenzbereich, grenzenlos, grenznah, Grenzpunkt, Grenzsituation, Grenzwert, Grenzwissenschaft und Grenzzeichen bis zu Grenzzwischenfall; von Altersgrenze über Gemeinde- und Kantonsgrenze, Schamgrenze, Schmerzgrenze und Wirkungsgrenze bis zu Zeitgrenze.

II.

In den folgenden Ausführungen will ich mich, um dem Thema meines Vortrags gerecht zu werden, auf die Erläuterung von Grenzen beschränken, welche Sprachen betreffen. Dabei wende ich mich zuerst jenen Grenzen zu, welche zwischen Sprachen und Sprachformen gezogen werden. Zweitens werde ich mich mit Grenzphänomenen im Sprachgebrauch und innerhalb eines Sprachsystems befassen.

Auf der ganzen Welt werden heute um die 6000 Sprachen gesprochen, von Zwergsprachen mit nur wenigen Sprechern und Sprecherinnen bis zu Weltsprachen, wie das Englische und Chinesische, mit Hunderten von Millionen Sprechern und Sprecherinnen. Kein vernünftiger Sprachwissenschaftler wird auf die Frage „Wieviele Sprachen gibt es auf der Welt?“ eine genaue Zahl nennen, weil nicht immer klar ist, ob es sich bei zwei Idiomen um zwei Sprachen oder um zwei Formen einer Sprache handelt.

Wir dürfen uns auch nicht etwas Festes, Starres und streng Systematisches denken, wenn wir *die deutsche Sprache* oder *die englische Sprache* sagen. Die deutsche Sprache, das sind die östliche und die westliche deutsche, die österreichische, die schweizerdeutsche und die luxemburgische Varietät der hochdeutschen Standardsprache, das sind die Umgangssprachen, die Dialekte, die Fach- und Berufssprachen, die Sondersprachen, die Jugendsprachen und andere soziale Varietäten und in all diesen Varietäten wieder unterschiedliche Stilebenen.

Zur deutschen Sprache gehören auch verschiedene historische Stufen wie das Deutsche des Mittelalters, der frühen Neuzeit und der Moderne, auch sie wieder mit all ihren Varietäten. Sprachen sind nicht einheitliche Territorien mit festen Grenzen, sie sind eher wie das Meer: Sie umspielen, gezeichnet vom Wechsel der Farben, nahe und ferne Ufer, verlieren sich am Horizont, reichen von der hellen Oberfläche bis in dunkle Tiefen und werden bewegt von Strömungen.

Sprachen werden von Gemeinschaften gesprochen und diese Gemeinschaften besiedeln Räume. Sprachräume grenzen aneinander, aber Sprachgrenzen sind in der Regel keine Grenzlinien, sondern Übergangsbereiche, in denen Übergangsvarietäten gesprochen werden oder in denen Zweisprachigkeit verbreitet ist.

Seit es Menschen gibt, sind Gemeinschaften gewachsen und haben für sich und ihre Sprache Raum erschlossen oder erobert. Andere Gemeinschaften sind mit ihren Sprachen ausgestorben, haben als Unterlegene oder Besiegte ihre Sprachen aufgeben müssen, neben ihren Sprachen die Sprache der Eroberer übernehmen müssen oder ihre Sprachen mit der Sprache der Eroberer zu einer neuen Sprachform vermischt.

Seit Beginn der voll ausgebildeten menschlichen Sprachfähigkeit vor ungefähr 35'000 Jahren sind Tausende von Sprachen spurlos verklungen. Von anderen, wie zum Beispiel dem Gotischen, dem Ostpreussischen, dem Akkadischen oder dem Etruskischen, wissen wir nur noch aufgrund schriftlicher Zeugnisse, welche bis heute erhalten sind. Teile von anderen Gemeinschaften sind in weit entfernte Territorien

ausgewandert und haben dort Sprachen entwickelt, welche zwar mit der Sprache ihrer Urheimat verwandt sind, sich aber stark von ihr unterscheiden. Wären wir in der Lage, auch nur von der Völkerwanderung bis heute die Veränderungen von Sprachräumen auf einer Karte festzuhalten, ergäbe das ein Gewirr von Grenzen, das wir nicht mehr entziffern könnten.

Betrachten wir nur schon den kleinen Raum der heutigen Schweiz, könnte uns schwindlig werden: Die vorkeltische Bevölkerung, von der wir sprachlich fast nichts wissen, wurde im 5. Jahrhundert v. Chr. in einem grossen Teil der Schweiz von Kelten abgelöst. 15 v. Chr. bis 400 nach Chr. war die heutige Schweiz Teil des römischen Reichs und wurde latinisiert. Im 5. Jahrhundert wurde der germanische Stamm der Burgunder im Genferseegebiet angesiedelt und verlor in der Folge seine sprachliche und kulturelle Eigenständigkeit. Im 6. Jahrhundert errangen die germanischen Franken die Herrschaft über das Königreich Burgund und die Kontrolle über das alemannische und rätische Gebiet. Ab dem 6. Jahrhundert wanderten von Norden die germanischen Alemannen ein und besiedelten bis Ende des 12. Jahrhunderts das heutige Gebiet der deutschsprachigen Schweiz. Unsere Dialekte haben sich aus der Sprache der Alemannen entwickelt. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts und in der Folge sind es italienisch-, spanisch-, ungarisch-, tschechisch-, tibetisch-, türkisch-, tamil-, kroatisch-, serbisch-, bosnisch-, albanisch- und afrikanischsprachige Emigranten, Immigranten und Asylsuchende, welche unsere Städte zu vielsprachigen Gemeinwesen machen.

Es gibt wohl kaum ein Gebiet auf der ganzen Erde, welches von grauer Vorzeit bis heute von derselben Ethnie besiedelt wurde und in dem sich somit nur eine Sprache historisch entwickelte. Beugt man sich so weit über das Geschichtsbuch menschlicher Wanderungen, ist das heutige Migrationsgeschehen die Regel und nicht die Ausnahme. Sprachen haben auch immer voneinander abgelauscht. Ohne Entlehnungen aus anderen Sprachen gäbe es in der deutschen Sprache Tausende von Wörtern wie *Fenster, Mauer, Kirche, Testament, Pfingsten, Kessel, Korb, Pferd, Kaffee, Tasse, Brikett, Tomate, Bank, Börse, Streik, Joghurt, Grenze, Kamera, Video, Computer* und *mailen* nicht.

Den Blick auf diese nur allzu offensichtliche Wahrheit verstellt uns die im frühen 19. Jahrhundert entstandene, mythologisch verbrämte Nationalstaatenideologie, die bis heute ihre langsam kleiner werdenden Schatten wirft. Die Nation wurde ideologisch zum Vaterland hochstilisiert, und obwohl ihre Grenzen nur selten mit Sprachgrenzen

identisch waren, hatte das Vaterland, so wurde behauptet, eine Muttersprache. Daraus wurde die Forderung abgeleitet, dass alle Menschen mit einer Muttersprache *einem* Vaterland angehören sollten. Auf die Frage „Was ist des Deutschen Vaterland?“ antwortete Ernst Moritz Arndt 1813: „So weit die deutsche Zunge klingt und Gott und Himmel Lieder singt, das soll es sein.“ Dass damals in einem solchen Vaterland der Deutsch Sprechenden die Walliser vom südlichen Rand die Meklenburger vom nördlichen Rand nicht verstanden hätten, focht die Ideologen nicht an, denn sie unterstellten das Gegebensein *einer* einheitlichen deutschen Sprache.

Den letzten Schritt zur Formulierung einer Ideologie, welche den künstlich entstandenen Nationen eine natürliche Basis geben wollte, vollzogen die Rassenideologen des 20. Jahrhunderts, indem sie die Muttersprache an eine Rasse knüpften. 1938 schrieb Adolf Bach, Professor an der Universität Bonn:

„Der Geist [...], der sich in unserer Muttersprache offenbart, ist der der nordischen Rasse, an der alle deutschen Menschen ihren Anteil haben. [...] Geschichte und Raum im Verein mit den rassischen Kräften haben in der deutschen Sprache erst eigentümlich Deutsches gestaltet. [...] In diesem Sinne gewährleistet die deutsche Sprache im Verein mit der nordischen Rasse den Fortbestand unseres Volkstums.“ Damit war die ideologische Grundlage gegeben, mit der man sich von anderssprachigen Rassen in anderen Vaterländern abgrenzen und mit der man vor allem auch anderssprachige Minderheiten im eigenen Vaterland ausgrenzen, verfolgen und zu vernichten versuchen konnte.

Vielleicht werfen Sie mir im Stillen vor, ich spräche zu Ihnen über Schnee von gestern. Das ist nicht so; noch heute ist die Ideologie der Sprachnation wirksam. 1993 erschien das Buch „Faszination Deutsch“ von Franz Stark. Der Autor schreibt, die deutsche Sprache spiele „für die Identität der Deutschen eine zentrale Rolle“ und: „Unsere Sprache ist das Produkt einer Verschmelzung abendländisch-christlichen Denkens mit dem Wortmaterial einer uswüchsig-bildhaften germanischen Bauernsprache.“ Diese Behauptung ist, freundlich gesagt, mehr als fragwürdig. Der Sprachwissenschaftler Florian Coulmas sagt dazu:

„Der Begriff der Sprachnation ist eine Simplifizierung und eine Projektion. Deutsche sind nicht die, die Deutsch sprechen, sondern umgekehrt lernen diejenigen Deutsch als ‘Muttersprache’ zu erwerben, die Deutsche, [Deutschschweizer oder Österreicher] sein wollen oder sollen.“

Kurz erwähnen will ich zwei weitere Beispiele: Hätte man vor zwanzig Jahren einen Jugoslawen gefragt, was für eine Sprache er spreche, hätte er geantwortet:

Jugoslawisch. Vielleicht hätte er ergänzt, vom slowenischen Teil im Westen bis zum serbischen Teil im Osten gebe es zwar regionale sprachliche Unterschiede, aber das seien nur Varietäten der einen jugoslawischen Sprache. Heute sprechen die Slowenen Slowenisch, die Kroaten Kroatisch, die Serben Serbisch und die Bosnier Bosnisch. In allen Ländern des früheren Jugoslawien sind Wörterbücher, Grammatiken und andere Sprachbücher entstanden, welche die Eigenständigkeit der jeweiligen Sprache betonen und die Gemeinsamkeiten eher verwischen.

Afrikaans, einst ein verachteter und belächelter Dialekt des Niederländischen wurde 1925 in Südafrika Amtssprache neben dem Englischen.

Sie sehen, was als Sprache oder Nationalsprache gelten soll und wo Grenzen zwischen Sprachen gezogen werden, ist oft eine Frage des Standpunkts von Gemeinschaften, Ideologen, Politikern und Wissenschaftlern.

III.

Die Schweiz ist keine Sprachnation. Auf die Sprache bezogen bezeichnen wir sie heute als viersprachige Schweiz und meinen damit Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch, obwohl alle unsere Städte vielsprachig und alle unsere grösseren Gemeinwesen mehrsprachig sind, obwohl in der Schweiz mehr fremdsprachige als rätoromanisch- und italienischsprachige Menschen leben und obwohl in vielen Schulen Englisch als erste Fremdsprache gelehrt wird. Der Terminus „viersprachige Schweiz“ ist also, von der sprachlichen Realität in unserem Land aus betrachtet, zumindest anfechtbar.

Bis zur politischen Neuordnung unseres Landes unter dem Druck und Einfluss Napoleons im Jahr 1798 war die Schweiz ein deutschsprachiger Staatenbund. Die romanischsprachigen Gebiete waren zugewandte Orte oder Untertanengebiete mit eingeschränkten politischen Rechten.

1798 machte die französische Revolutionsarmee aus allen Bewohnern der Eidgenossenschaft gleichberechtigte Bürger. Die helvetische Zentralregierung mit ihrer fünfköpfigen Exekutive und den zwei gesetzgebenden Räten war also die erste Körperschaft in der Geschichte der Schweiz, in der sich Vertreter der eidgenössischen Sprachen gleichberechtigt gegenübertraten und in gemeinsamer Verhandlung zu einem Konsens finden mussten.

In der Exekutive entstammten die Mitglieder ausnahmslos den gebildeten Schichten und verfügten deshalb über die nötigen Sprachkenntnisse. Schwieriger war die Situation in den gesetzgebenden Räten, weil dort einfache Männer sassen, welche nur ihre Muttersprache beherrschten. Gleich von Anfang an sorgte deshalb in beiden Räten ein Dolmetscher für die Übersetzung der Verhandlungen ins Französische oder Deutsche, und nach längerer Diskussion wurde dem Italienischen die gleiche Behandlung zugestanden. Die Rätoromanen sprachen jedoch Deutsch. Nach dem Scheitern der Helvetik und bis zum Revolutionsjahr 1830 waren die sprachgewandten Aristokraten wieder unter sich.

Die erneute Demokratisierung nach 1830 führte zum Verfassungsentwurf von 1847. Dieser enthielt zuerst keine Bestimmungen über die schweizerischen Sprachen. Erst in der Diskussion schlug der Gesandte der Waadt einen Sprachenartikel vor:

„Les trois langues parlées en Suisse, l'allemand, le français et l'italien, sont langues nationales.“

Der Vorschlag wurde in die Verfassung aufgenommen, allerdings in der Formulierung der Redaktionskommission, die der Tatsache Rechnung trägt, dass es in der Schweiz nicht nur drei Sprachen gibt:

„Die drei *Hauptsprachen* der Schweiz, die deutsche, französische und italienische, sind Nationalsprachen des Bundes.“

1938, also in der Zeit des von Norden drohenden Nationalsozialismus, wurde das Rätoromanische durch Volksabstimmung Nationalsprache. Seit 1996 lautet Absatz eins des Artikels 116 der Bundesverfassung:

„Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch sind die *Landessprachen* der Schweiz.“

Weshalb habe ich Ihnen das so genau erklärt? Um Ihnen zu zeigen, dass der Weg der Schweiz von der ein- zur mehrsprachigen Nation von der ein- über die zwei- und drei- bis zur viersprachigen Schweiz geführt hat. Um Ihnen klar zu machen, dass der Begriff „viersprachige Schweiz“ ein politischer und damit ein diskutierbarer Begriff ist. Der Artikel 116 der Bundesverfassung legt fest, welche der heute in der vielsprachigen Schweiz gesprochenen Sprachen Landessprachen sind und welche nicht, welche ein- und welche ausgegrenzt werden. Unter den Eingegrenzten ist das Rätoromanische, obwohl es heute keine einsprachigen Rätoromanen mehr gibt. Unter den Ausgegrenzten werden mehr als eine Sprache von einer grösseren Gemeinschaft

gesprochen als das Rätoromanische und das Englische hat einen stärkeren wirtschaftlichen Status als alle unsere Landessprachen..

Eine Grenze besonderer Art bauten die Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen in ihren Köpfen auf. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurden sie sukzessive zweisprachig in einer Sprache, weil sie neben ihrer dialektalen Muttersprache in der Schule Hochdeutschkenntnisse erwarben, in der Folge durch Geschriebenes und ab letztem Jahrhundert durch die elektronischen Medien immer intensiver Hochdeutsch nutzten. Die Dialekte werden vor allem gesprochen, das Hochdeutsche wird vor allem geschrieben.

Sobald jemand mehr als eine Sprache oder Sprachform beherrscht, entwickelt er zu jeder Sprachform spezifische Einstellungen, welche ihre Einschätzung und ihren Gebrauch beeinflussen. Nach dem ersten Weltkrieg entwickelten die meisten Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen starke Vorbehalte bzw. Abneigungen gegen alle reichsdeutschen Anmassungen. Sie besannen sich auf ihre Tradition und grenzten sich hörbar gegenüber *dem Deutschen* ab, indem sie im Alltag grundsätzlich ihre alemannischen Dialekte sprachen.

Die Dialekte wurden Teil der geistigen Landesverteidigung und durch eine ideologische Mauer im Kopf vom Hochdeutschen getrennt. Sie wurden gepflegt und mussten möglichst rein, d. h. möglichst hochdeutschfern gesprochen werden. Wer Mischformen zwischen Dialekt und Hochdeutsch brauchte, wurde ausgelacht. Ziel häufigen Spotts war zum Beispiel die mit hochdeutschen Wörtern und Wendungen durchsetzte dialektale Amtssprache von Politikern.

Diese ideologische Mauer hielt bis weit in die 1960er Jahre, dann begann sie zu bröckeln. Nicht weil junge Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen bewusst schlechter sprechen wollten als ihre Eltern und Grosseltern, sondern weil sie gegenüber dem Hochdeutschen und zunehmend auch gegenüber dem Englischen andere Einstellungen entwickelten. Für unsere heutigen jüngeren Generationen bilden unsere Dialekte kein Abwehrdispositiv mehr gegen das Hochdeutsche. In ihrem Alltag mit seinen allgegenwärtigen Medien hören sie jeden Tag Hochdeutsch und Englisch und lesen Hochdeutsch. Sie beurteilen das Hochdeutsche zwar in der Regel noch als kälter und weniger herznah als den Dialekt, aber das Hochdeutsche ist Teil ihrer Sprachwelt.

Dies hat zur Folge, dass in unseren Köpfen und in unserem Sprachhandeln das geschieht, was immer geschieht, wenn Menschen eng verwandte Sprachformen

beherrschen: Die stärkeren beginnen, die schwächeren zu beeinflussen, d. h. unsere Dialekte nehmen in den letzten zwei Jahrzehnten vermehrt hochdeutsche und englische Wörter und Konstruktionen auf.

Zwar unterscheiden wir, anders als in Deutschland, bei der Lautung noch ganz klar zwischen Hochdeutsch und Dialekt: Niemand sagt *Leut* statt *Lüt*, *Haus* statt *Huus* oder *Most* statt *Moscht*. Aber der Wortschatz ist gewaltig hocheutsch- und englischnäher geworden, weil wir mit unseren Dialekten die moderne Welt bewältigen müssen und ein grosser Teil des traditionellen Dialektwortschatzes aus der bäuerlich-handwerklich-kleinstädtischen Welt stammt. Wir sagen heute ganz elbstverständlich: *Keerichtabfuer*, auch wenn *Kehricht* eigentlich *Ghüder* ist. Wir sagen *Eleierziejendi*, *Pätschwöörkfamilie*, *Faastfood*, *nimms iisi*, *tscheggsch es*, *Eerbääg* und *mir gö i ds Iichoufszänter ga schoppe*, auch wenn wir früher *im Lade hei Komissioone gmacht*. Wir sagen *i tänke dass*, aus englisch *I think that* entlehnt, statt *i gloube dass* oder *i bi dr Meinig dass*.

Auch im Bereich der Grammatik häufen sich Übernahmen aus dem Hochdeutschen auffällig: Man hört *i wone in Bäärn und ga nach Züri ga arbeite* statt *i wone z Bäärn u ga uf Züri ga schaffe*, *i wüerde choo* statt *i chume de, d Länder, die nid i dr UNO sii* statt *d Länder, wo nid i dr UNO sii*, *nach em Fuude wott i de no ga riläxe* statt *nach em Ässe wott i de no ga löie*.

Die aus dem Hochdeutschen oder Englischen übernommenen Wörter, Wendungen oder Konstruktionen haben oft einen höheren Status als die traditionellen Entsprechungen im Dialekt: ein 21-gängiges Zweirad ist doch ein *Bike* und kein *Velo*, man *geit ga tschoge* und nicht *ga renne*, wir laden ein zum *Bröntschi* und nicht zum *schpääte Zmorge*, wir sagen *Baanaagschteute* und *Briefstreger*, weil *Bäändler* und *Pöschtelers* schon fast Beleidigungen sind, wir sagen *Euschtere*, weil viele *Agerschte* nicht mehr verstehen, wir sagen *Kafiraam*, weil niemand *Kafiniidle* sagt, wir sagen immer öfter *Guurke* statt *Guggumere*, weil alle *suuri Guurke* und *Essigguurke* sagen. In diesem Anpassungsprozess gerät der traditionelle Dialekt, den man früher als *guete Dialäkt* bezeichnet hätte, in die Defensive, weil ihm zunehmend der Ruch des Veralteten, Überholten anhaftet. Das ist in einer Zeit des raschen Wandels und des Triumphs des Modischen fatal.

Noch einmal sei es mit aller Deutlichkeit gesagt: Nicht böse Absicht oder Nachlässigkeit verändert unser Sprechen, sondern eine gewandelte Einstellung zu unseren Sprachformen, welche Grenzen, die uns früher wichtig waren, verwischt

oder aufhebt. Nicht nur das: Wir orientieren uns bei unserem Sprechen und Schreiben heute immer weniger an einem Ideal, sondern brauchen Sprachen flexibel, kontext-, gruppen- und themenbezogen. Das betrifft nicht nur den Dialekt, sondern auch das Hochdeutsche.

Verwischt oder aufgehoben werden auch Grenzen zwischen Dialekten. In unserer modernen, freizügigen, mobilen, mit Schiene und Strasse erschlossenen, elektronisch und massenmedial vernetzten Welt, in der viele auswärts arbeiten, andere einheiraten oder zuziehen, haben Dialekte, wie viele andere lokale oder regionale Gepflogenheiten auch, einen schweren Stand. Ihre Grenzen zwischen Dorf und Dorf, zwischen Stadt und Land, zwischen Talschaften oder Konfessionen werden langsam erodiert oder brechen ein.

In vielen Familien sprechen Vater und Mutter unterschiedliche Dialekte, welche zum Teil nicht dem am Ort gesprochenen heimischen Dialekt entsprechen. Schaffhauser, Appenzeller oder Thurgauer Kinder hören im Fernsehen, auf Kassetten oder CDs Zürich- oder Berndeutsch erzählte Geschichten. Vielleicht sprechen auch die Kindergärtnerin und der Primarlehrer nicht den heimischen Dialekt. Oft müssen Jugendliche, wenn sie einen Beruf lernen oder studieren, anderswo zur Schule. Unter sich sprechen sie eine Jugendsprache mit vielen Anglizismen, vielleicht angereichert mit Elementen aus dem Jugotalk, aus der Hiphop-Sprache und anderen Szenensprachen. Kinder und Jugendliche wachsen heute in der Regel in einer gemischtdialektalen, ja sogar in einer gemischtsprachigen Umwelt mit vielen Ausdrucksmöglichkeiten und Ausdrucksformen auf.

Was ältere Sprecherinnen und Sprecher schönen, heimischen Dialekt nennen, ist nur noch eine dieser Ausdrucksformen. Ob Jugendliche oder Erwachsene in diesen Dialekt hineinwachsen und ihn bewusst sprechen, ihm gegenüber gleichgültig sind oder ihn gar ablehnen, hängt von Faktoren ab wie der persönlichen Biographie, der Verbundenheit mit einem Ort oder einer Region, dem regionalen oder lokalen Selbstwertgefühl und nicht zuletzt der Akzeptanz und dem Prestige dieses Dialekts am Ort bzw. in der Region selbst und in der weiteren Umgebung.

Damit will ich Ihnen Folgendes deutlich machen: Unsere moderne, mobile, global vernetzte Welt ist nicht schuld daran, dass sich unsere Dialekte heute rascher verändern als auch schon, denn die Welt spricht nicht. Diese Welt ist nur so, dass wir in ihr intensiver mit viel mehr gesprochenen und geschriebenen Sprachvarianten konfrontiert werden als noch vor 50 Jahren und dass wir uns zum Teil unbewusst,

zum Teil bewusst für gewisse von ihnen entscheiden und sie mitformen, weil wir sie kreativ nutzen und weil sie in unserem eigenen Sprechen einander beeinflussen. Varietäten einer Sprache beeinflussen einander in unserem Sprechen, weil sie sich nur unter besonderen Bedingungen gegeneinander abgrenzen lassen.

IV.

Bis jetzt, meine Damen und Herren, habe ich vor allem über Grenzen zwischen Sprachen und Sprachformen gesprochen, seien es geographische Grenzen oder Grenzen im Kopf. Im letzten Teil meines Vortrags will ich über Grenzen der Sprache und Grenzen in der Sprache sprechen. Das ist nicht so einfach, weil ich Sie in einigen Punkten mit einer neuen Sichtweise auf die Sprache vertraut machen muss.

Vor gut fünfzig Jahren wuchs ich zuhinterst in der Ajoie in einem Weiler auf, der nur aus drei Häusern bestand. Meine Eltern hatten kein Telefon, und das Radio, das im Wohnzimmer stand, lief nur selten. Beromünster sendete noch nicht den ganzen Tag. Allgegenwärtig waren damals nur die Stille und die darin eingebetteten, meist leisen Geräusche und Töne des Alltags. Sprache war für mich als Kind damals rar und sie war immer verbunden mit Menschen, d. h. mit Gesichtern, Gesten und Gerüchen, die in mir Gefühle weckten oder mich gleichgültig liessen. Weil ich kaum Fremden begegnete, war mir das Sprechen, auch wenn es mich nichts anging, in der Regel vertraut, weil ich die Menschen und ihre Geschichten kannte.

Heute leben wir in einem Grundteppich von Lärm, der, vor allem in Städten, sehr laut werden kann. Wir bewegen uns, ausserhalb unserer Wohnräume, unter Fremden, deren Gespräche uns nichts angehen. Selbst in den Wohnräumen geben wir Fremden viel Raum, wenn wir das Radio oder den Fernseher den ganzen Tag laufen lassen. Von Kindesbeinen an lernen wir den Umgang mit entkörpernten Stimmen, weil wir Radio oder Tonträger hören, zum Teil mit tragbaren Geräten und Stöpseln im Ohr, fernsehen, uns multimedial, interaktiv am Computer beschäftigen, Telefon und Handy allgegenwärtig sind.

Im Gegensatz zu mir vor fünfzig Jahren sind heute bereits Kinder ausgebuffte Medienprofis. Zuhören heisst für sie immer auch dämpfen oder ausblenden von Lärm und anderem Sprechen. Gesprochene Sprache ist für sie nicht mehr an die physische Präsenz von Menschen gebunden. Sie lernen wählen, mit wem oder was sie wo, wann und wie lange sprachlich handeln wollen. Sie lernen das Zappen, d. h. den sprunghaften Wechsel von einem Sprechangebot zum andern.

Der Mensch ist heute nicht mehr ein aus der Stille gerissener, ortsgebundener, passiv zuhörender oder aktiver Teilnehmer an einem Monolog oder Dialog, er ist eine komplexe, weltweit vernetzte, unablässig aktive kommunikative Schaltstelle. Der moderne sprechende Mensch, der vom dialogischen Menschen zur nicht mehr raum- und zeitgebundenen kommunikativen Schaltstelle mutierte, ist sicher viel effizienter geworden. Aber die mit der neuen Schaltstellenfunktion verbundenen Nachteile sind nicht zu übersehen. Viele sind ihr kaum oder nicht gewachsen, sind nur noch bedingt fähig, auf einen Dialogpartner einzugehen, zeigen Aufmerksamkeits- und Konzentrationsschwächen oder können die Flut von Kommunikationsangeboten, denen sie ausgesetzt sind, nicht mehr bewältigen, fühlen sich überfordert, verunsichert, kämpfen vielleicht deshalb gar mit psychischen Problemen. Und vielleicht das wichtigste: Weil Sprechen und Zuhören nur noch möglich ist, wenn anderes Sprechen und Lärm ausgeblendet werden, ist Sprechen zu einem Teil des Lärms geworden. Überall dort, wo wir Sprechen ausblenden, z. B. das Radio oder den Fernseher, der im selben Raum läuft, in dem wir sprechen oder arbeiten, oder andere Sprecher auf der Strasse, im Zug, im Einkaufscenter, ist dieses ausgeblendete Sprechen für uns Lärm. Sprache, einst als höchstes Gut des sprechenden Menschen besungen, ist für uns zum kommunikativ nutzbaren Lärm geworden.

Auch die Form der Gespräche, an denen wir teilnehmen, hat sich verändert: Für viele Menschen ist nicht mehr der Dialog unter Gleichberechtigten, sozusagen der Feierabend- oder Lagerfeuerdialog, die wichtigste sprachliche Tätigkeit, sondern das Empfangen, Verarbeiten und Weitergeben von Nachrichten, Geschichten, Anweisungen und Befehlen, der sogenannte Experten- oder Pyramidendialog. Folge dieses Wandels, der meines Erachtens das Verstehen unserer postmodernen Kultur erst möglich macht, ist eine gewaltige Grenzverschiebung in der Wahrnehmung des Menschen, nämlich das Infragestellen des Individuums, des einzel menschlichen Selbst in der modernen Philosophie oder Soziologie. Als kommunikative Schaltstelle ist der Mensch für diese Denkrichtungen nur noch eine Knotenstelle in einem kommunikativen Netzwerk. Das diesem System immanente Wissen oder der Geist ruht nicht mehr im Körper des Knotens, sondern kursiert im Netz. Der Soziologe Niklas Luhmann ist ein Systemtheoretiker, in der philosophischen Richtung des Pragmatismus steht das gemeinsame praktische Handeln im Zentrum des Interesses und nicht mehr die individuelle Vernunft.

V.

Sprachen bezeichnen wir gern als Kommunikationsmittel, als Mittel, mit dem wir anderen unsere Gedanken, Vorstellungen, Empfindungen und Ideen mitteilen können. Diese Sicht auf die Sprache verleitet uns gern zur Annahme, dass wir mit dem Sprechen oder Schreiben, sozusagen auf der Karawane der Laute oder Buchstaben, wie Lasten auf einer Kamelkarawane, so etwas wie Sinn oder Bedeutung in den Kopf eines oder mehrerer Hörer transportieren könnten. Diese Auffassung von Sprache ist grundfalsch.

Wenn Sie mich jetzt sprechen hören, hören Sie nur Laute und Geräusche. Wenn Sie lesen, sehen Sie nur ein Gekrakel aus Tinte oder Druckerschwärze auf Papier bzw. elektronisch verursachtes Gekrakel auf einem Bildschirm. Woher kommt denn der Sinn, den Sie mit diesen Tönen und Geräuschen oder diesem Gekrakel verbinden? Der wird durch die Geräusche und Töne oder das Gekrakel in ihnen hervorgerufen, und zwar so, dass dieser Sinn in jedem und jeder von Ihnen eine etwas eigene Färbung hat. Obwohl Sie alle dieselben Töne und Geräusche von mir gehört haben, gibt jeder und jede von Ihnen dem Sinngebäude, das sie damit verbinden, eine etwas eigene Form. Sie verstehen mich nicht alle auf eine vollkommen identische Art und Weise. Wäre das der Fall, könnten Sie mir nach dem Vortrag nur widersprechen, mich korrigieren oder Ergänzungen von mir verlangen. Nach einem Vortrag wird aber in der Regel auch darüber diskutiert, was der Redner oder die Rednerin mit diesem oder jenem gemeint haben könnte. Dies ist aber nur möglich, wenn nicht alle genau dasselbe verstanden haben. Wie wichtig das Gespräch ist, erkennen Sie vor diesem Hintergrund, denn im Gespräch korrigiert man Unklarheiten oder Fehler im Verstehen, das heisst im Verknüpfen von Gesagtem und Sinn. Für den deutschen Philosophen Jürgen Habermas ist das Gespräch unter Gleichberechtigten, er nennt es herrschaftsfreien Diskurs, so wichtig, dass er ihn und nicht die Vernunft des Einzelnen für die Grundlage des vernünftigen Handelns hält.

Warum sind Sie denn überhaupt fähig, die von mir geäußerten Töne und Geräusche mit Sinn zu verbinden? Weil Sie während des Spracherwerbsprozesses gelernt haben, sprachlich zu handeln, und weil Sie diese Fähigkeit bis heute mit jedem sprachlichen Handeln entwickelt haben und mit jedem Tag, den Sie weiter sprachlich handeln, weiter entwickeln werden.

Eine Sprache erwerben heisst nicht, Namen für Dinge lernen und mit diesen Namen Sätze und Texte bilden lernen. Eine Sprache erwerben heisst viel, viel mehr. Der amerikanische Philosoph Stanley Cavell erklärt es so:

“Wenn man eine ‘Sprache lernt’, lernt man nicht nur die Namen der Gegenstände, man lernt auch, was ein Name ist; nicht nur die Form des Ausdrucks für das Ausdrücken eines Wunsches, sondern was es heisst, einen Wunsch auszudrücken; nicht nur, was das Wort ‘Vater’ ist, sondern was ein Vater ist; nicht nur, was das Wort ‘Liebe’ ist, sondern was Liebe ist. Wenn man eine Sprache lernt, lernt man nicht nur die Aussprache der Klänge und ihre grammatischen Ordnungen, man lernt auch die ‘Lebens-formen’, die aus diesen Klängen die Wörter machen, die sie sind, die sie dazu bringen zu tun, was sie tun - etwa benennen, rufen, hinweisen, einen Wunsch oder ein Gefühl ausdrücken, eine Wahl oder eine Abneigung anzeigen.“

Die ganze Tiefe dieser Wahrheit ist nicht leicht zu fassen. Die vielleicht grundsätzlichste Lehre, die wir aus ihr ziehen können, ist, dass es nie genügen kann zu sagen: „Ich habe es ihm oder ihr gesagt!“ Entlasten kann uns nur: „Er oder sie hat mich verstanden!“

Stanley Cavell sagt, wenn man eine Sprache lerne, lerne man nicht nur, was das Wort „Vater“ sei, sondern auch, was ein Vater sei. Was heisst das? Ich will versuchen, Ihnen das am Beispiel des Wortes „Schulabgänger“ zu skizzieren. Als ich im Jahr 1963 aus der Schule kam, entschied ich mich dafür, Chemielaborant zu lernen. Ich bewarb mich um Lehrstellen und konnte schliesslich unter fünf Angeboten das mir genehmste aussuchen. Uns Schulabgängern stand damals die Türe zur Welt weit offen. Man brauchte uns, ja wir waren begehrt. Ich wusste, dass ich nach der Lehre problemlos eine Stelle finden würde, was dann auch geschah. Ich wusste, dass man mich auch bei einer eventuellen Weiterbildung unterstützen würde, was dann auch geschah. Das Chemieunternehmen, in dem ich arbeitete, liess mich Teilzeit arbeiten und unterstützte mich während des gesamten Studiums zusammen mit der Stadt, in der ich wohnte, mit einem namhaften Stipendium, obwohl ich Sprachen studierte und nicht Chemie. Im Jahr 1963 war also ein Schulabgänger in der Regel ein junger Mensch mit sehr guten beruflichen Zukunftsaussichten.

Im Jahr 2004 ist ein Schulabgänger in der Regel ein junger Mensch mit sehr schlechten beruflichen Zukunftsaussichten. Tausende von ihnen finden keine Lehrstelle. Tausende von ihnen finden nach der Lehre keinen Job. Im Rahmen von Redimensionierungen, Restrukturierungen, Neupositionierungen, Fokussierungen

und was der schönen Worte mehr sind, werden immer wieder Menschen entlassen. Der Schulabgänger weiss, dass er an keiner Arbeitsstelle alt werden wird, dass er Kosten für seine Weiterbildung selbst tragen muss und dass er mit vierzig Jahren in der Berufswelt zum alten Eisen gehören wird. Stellen Sie sich die Folgen dieser Entwicklung für das Selbstwertgefühl eines Schulabgängers vor, für seine Bereitschaft, sich in die Gesellschaft zu integrieren!

Für einen Jugendlichen von 16 Jahren heute ist „Schulabgänger“ ein ganz anderer Begriff als für mich vor 41 Jahren. Dasselbe trifft für sehr viele andere Begriffe zu, z. B. für „Vater“, „Mutter“, „Kind“, „Solidarität“, „soziale Sicherheit“, „Renten“ usw. Wenn wir als Erwachsene nicht fähig sind, unsere Begriffe zu revidieren, wenn wir die gegenwärtige Welt mit der sprachlichen Elle längst überholter Begriffsinhalte messen, die Aggressivität und Interesselosigkeit Jugendlicher beklagen, ohne zu begreifen, wie anders die Welt für sie geworden ist, werden wir für sie unglaublich und sie werden sich, zu Recht, von uns abwenden, weil wir eine Sprache sprechen, welche sie nicht mehr sprechen *wollen*, eine Sprache, die mit ihrer Realität nichts mehr zu tun hat.

Unüberhörbar ist das Verstummen vieler Jugendlicher gegenüber den Erwachsenen, die Bildung einer Jugendkultur mit eigenen sprachlichen Umgangsformen, die Weigerung vieler Jugendlichen erwachsen zu werden. Diese Jugend- und Szenensprachen, mal als unartikulierte und verludert belächelt oder beschimpft, mal als sprachlicher Experimentiergrund hochgejubelt, sind für mich Zeichen einer Abwendung und Abgrenzung gegenüber einer Sprache der Erwachsenenwelt, welche zumindest im öffentlichen Bereich zum reinen Strategiediskurs um Macht und Gewinn zu mutieren droht. Hoffen können wir, weil wir, solange wir imstande sind miteinander zu sprechen, unser Verhalten ändern können. Verzweifeln könnten wir, wenn wir einsehen, wie eng das Wirken von Sprache mit Macht verknüpft ist und dass diese Macht heute weder an einen lieben Gott glaubt, noch sich von einer Vernunft ausserhalb der Sprache leiten lässt.

VI.

Viele Menschen, meine Damen und Herren, - und damit will ich langsam zum Schluss kommen - sind der Meinung, der Hauptzweck von Sprachen sei das Benennen. Schliesslich hat ja Adam in der Bibel gelernt, die Vögel in der Luft, die Tiere auf dem Land und die Fische im Wasser zu benennen. Das Benennen ist jedoch

nur eine Funktion, welche Sprachen erfüllen können. Es ist zudem nicht ganz einfach zu verstehen, denn wie Sprachen sich auf Dinge beziehen können und worauf genau sie sich beziehen ist ein nicht ganz einfaches philosophisches Problem.

Sprachen lassen sich am besten verstehen als Werkzeugkästen und Wörter als Werkzeuge, mit denen wir sprachlich handeln: benennen, bitten, befehlen, beten, erzählen, fluchen, fragen, grüssen, informieren, lügen, mitteilen, schimpfen, täuschen, trösten, verzeihen, wünschen usw. Ist der sprachliche Werkzeugkasten klein und sind die Wörter rar oder verbinden wir mit ihnen, wie ich gezeigt habe, veraltete Vorstellungen, können wir nur unbeholfen sprachlich handeln, ungefähr wie ein Handwerker, der in Ermangelung eines Schraubenziehers Schrauben mit dem Hammer einschlagen muss.

Wörter sind nicht Etiketten für Dinge, welche einmal gegeben, die Zeiten überdauern. Ich habe Ihnen am Beispiel des Wortes „Schulabgänger“ gezeigt, wie rasch sie ihre Bedeutung verändern können. Wörter sind aber noch in einem anderen Sinn wandelbar. Sie existieren nämlich nicht isoliert, sondern immer in Beziehung zu den Nachbarn eines ganzen Feldes und aufgrund ihrer Position in diesem Feld erhalten sie ihren Wert.

Dazu zwei Beispiele: Eine *frouwe* war im Mittelalter eine adelige Frau, *wîp* war die neutrale Bezeichnung für ein erwachsenes weibliches Wesen und *dierne* die Bezeichnung für ein Mädchen. In der frühen Neuzeit wurde französisches *dame* ins Deutsche entlehnt und damit veränderte sich das ganze Bezeichnungsgefüge. Heute ist *Dame* eine gehobene Bezeichnung für Frau, *Frau* die neutrale Bezeichnung für ein weibliches Wesen, *Weib* eine abschätzige Bezeichnung für Frau und *Dirne* die Bezeichnung für eine Prostituierte, weil *Mädchen*, das Diminutiv von *Magd*, das weibliche Kind bezeichnet.

Das zweite Beispiel: *marahscalc* bezeichnete im Mittelalter einen Pferdeknecht, denn *marah* ist die alte Wortform für Märe, *scalc* die alte Wortform für Knecht. Das Wort *marahscalc* wurde in die romanischen Sprachen exportiert und bezeichnete dort, zum Beispiel als *maresciallo*, ein Hofamt. Dieser Begriff wurde ins Deutsche zurückentlehnt als *Marschall* und bezeichnete einen Reitergeneral. Heute versteht man unter *Marschall* den höchsten Offiziersgrad einer Armee. Auch der *Schalk* ist heute kein Knecht mehr, sondern ein Spassmacher.

Was zeigt uns das? Wörter sind keine festen Etiketten für Dinge! Ihre Beziehung zu Dingen ist höchst instabil und wandelbar. Wörter erhalten ihren Wert durch die

Beziehungen zu ihren Nachbarn im System der Sprache selbst. Und dieser Wert steht nicht ein für allemal fest, sondern verändert sich, weil das System selbst einem ständigen Wandel unterworfen ist.

Warum ist das so? Weil, wie ich Ihnen schon erläutert habe, Sprache kein System ist, das Bedeutungen trägt oder transportiert, sondern ein symbolisches Handlungsmittel mit dem wir in einer stets sich wandelnden Welt im Spracherwerbsprozess und in der Sprachverwendung jene Bedeutungen verbinden, welche wir in der sprachlichen Praxis erworben haben. Der berühmte Genfer Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure hat deshalb gesagt, dass „wer immer seinen Fuss auf den Boden der Sprache setzt, sich sagen kann, dass er von allen Analogien von Himmel und Erde verlassen ist“. Das heisst nichts anderes als, dass wer sich einer Sprache bedient, nicht in einem Bereich vorgegebener natürlicher Ordnung handelt, sozusagen in der Welt an sich, sondern mit einem symbolischen System mit eigenen Gesetzen, das sich im Gebrauch stets verändert. Wir erkennen, etwas salopp gesagt, was wir reden. Meine Damen und Herren, ich habe sie von Grenzen und ihrem Charakter im allgemeinen zu Grenzen zwischen Sprachen geführt, habe Grenzen in der Sprachverwendung aufgezeigt und habe geendet mit einem Blick auf die Grenzen des Phänomens Sprache selbst. Ich weiss, dass ich Ihnen viel zugemutet habe, und ich danke Ihnen, dass Sie mir so bereitwillig zugehört haben.